

Wiebke von Carolsfeld

*Das Haus in der
Claremont Street*

Roman

*Aus dem Englischen von
Dorothee Merkel*

Kiepenheuer & Witsch

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der
Verlag Kiepenheuer & Witsch zu einer nachhaltigen
Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit
unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der
Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.

Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten
setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion
ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur
Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter:
www.klimaneutralerverlag.de



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2020

Titel der Originalausgabe Claremont

© 2019, Wiebke von Carolsfeld

All rights reserved

Aus dem Englischen von Dorothee Merkel

© 2020, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten

Covergestaltung Barbara Thoben, Köln

Covermotiv © Krasimira Petrova Shishkova / Trevillion

Images; © Panther Media GmbH / Alamy Stock Foto

Gesetzt aus der Calluna, entworfen von Jos Buivenga

Satz Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck & Bindung CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-462-05475-0

28. Mai

Wenn man den Plastikarm herunterklappen wollte, ohne ihn aus der Schulter zu reißen, musste man einiges Geschick aufbringen, aber Tom hatte Brawl schon so oft umgebaut, er beherrschte sämtliche Griffe im Schlaf, mit geschlossenen Augen und hinter dem Rücken. Einmal hatte er es tatsächlich mit geschlossenen Augen und hinter dem Rücken geschafft – wenn auch nicht gerade im Schlaf –, worüber Saanjh so heftig hatte lachen müssen, dass ihm fast die Luft wegblieb.

Schlafen war genau das, was Tom in diesem Moment eigentlich tun sollte. Mama hatte schon vor Stunden das Licht gelöscht, nachdem sie ihm ihre Lieblings-Gutenachtgeschichte erzählt hatte: die von der seltsamen Freundschaft zwischen der Stadtmaus und der Landmaus. Tom fand, dass er viel zu alt für diese Art von Fabeln war, aber er brachte es nicht übers Herz, ihr das zu sagen. Mama war immer so glücklich, wenn sie ihm diese Geschichten erzählte, wie konnte er da Nein sagen? Also hatte er sich stattdessen in ihre Armbeuge geschmiegt, war mit den Fingern durch ihre dichten, so wunderbar lockigen Haare gefahren und hatte genüsslich dem Singsang ihrer Stimme gelauscht.

»Alles wird gut«, hatte sie gesagt, nach dem letzten von sechs Gutenachtküssen, nur um dann doch noch ein bisschen länger zu bleiben, so, wie sie es immer tat, wenn sich

etwas zusammenbraute. Papa war während des Abendessens sehr still gewesen, abgesehen von dem monotonen Brummen, das sich ab und zu durch seine zusammengepressten Lippen zwängte. Kaum war die Flasche Wein ausgetrunken, hatte er den noch vollen Teller mit Nudeln weggeschoben und war wortlos und ohne sich zu entschuldigen gegangen.

Tom brachte gerade die Vierlingskanone an Brawls Arm zum Einrasten, da hörte er den Schrei seiner Mutter. Erschrocken drehte er sich um, sodass ihm der Transformer entglitt, quer über das Bett segelte, von der Wand abprallte und auf dem Fußboden landete. Tom zwängte den Kopf zwischen beide Hände und knetete seine Ohrmuscheln, so fest er nur konnte, bis sich eine tosende Mauer aus Klang auftürmte. Genau wie das Meer am Old Orchard Beach.

»Es wird Spaß machen, ans Meer zu fahren«, hatte Papa ihm versprochen, damals, vor so langer Zeit, als Tom gerade mal sechs Jahre alt gewesen war. »Auf jeden Fall spaßiger, als zum Seehaus zu fahren und den Schwestern dabei zuhören zu müssen, wie sie sich stundenlang darüber streiten, ob Pommes besser mit Ketchup oder Mayo schmecken.« Und da hatte Papa nicht ganz unrecht. Mama konnte mit ihren beiden Schwestern, Tante Rose und Tante Sonya, stundenlang über Details diskutieren, die niemandem wichtig waren, und das dauerte dann so lange, bis Onkel Will sie mit irgendwelchen Geschichten zum Schweigen brachte, wie zum Beispiel der, dass er damals in Peru Meerschweinchen gegessen hatte. Total ekelhaft! Aber nachdem sie zwei Tage ununterbrochen nach Osten gefahren waren, landeten sie in einem scheußlich modrigen Hotel, mehrere Straßenblöcke vom Meer entfernt, und Tom musste in einem Kinderbettchen schlafen, obwohl man ihm doch versprochen hatte, dass er sein eigenes Zimmer bekommen würde.

»Das ist doch vollkommen idiotisch«, flüsterte Mama mit dieser dünnen, aufgesetzten Stimme, die Papa immer in den Wahnsinn trieb. Sie schüttelte den Kopf, während sie ihr neues Strandkleid auf den einzigen Bügel hängte, den es gab. »Wir könnten jetzt am See sitzen und Gin Tonic trinken. Umsonst!«

Je länger sie redete, desto stiller wurde Papa. »Komm, wir gehen schwimmen!«, sagte er schließlich zu Tom. »Das wird dir gefallen.«

Und wieder einmal hatte Papa recht. Tom liebte es, im See zu schwimmen, aber der Ozean – das war eine vollkommen andere Geschichte! Wie wunderbar war es, wenn einen die Wellen hochhoben und durch die Gegend schleuderten. Es hatte gar keinen Sinn zu versuchen auf festem Boden zu bleiben, die Kontrolle zu behalten, nicht unterzugehen. Nein, er musste warten, bis die Welle weitergerollt war, und erst dann konnte er wiederauftauchen, um nach Luft zu schnappen. Atemlos. Glückliche. Stolz.

Am Strand saßen seine Eltern unter einem blau-weiß gestreiften Sonnenschirm und tranken Bier aus Kaffeebechern. Aßen Kartoffelchips. Und lächelten sogar.

Aber das war damals. Jetzt kauerte Tom auf dem Fußboden, starr vor Angst, und wartete.

Und wartete.

Nachdem er zweimal bis hundert gezählt hatte, nahm er die Hände von den Ohren.

Im Haus war es still.

Mama war still.

Und Papa auch.

Tom griff sich eine kleine silberfarbene Box und drehte jede einzelne Platte um, bis Frenzy schließlich zum Vorschein kam. Dabei arbeitete er mit einer Konzentration, die

Mr Dukali sehr beeindruckt, um nicht zu sagen überrascht hätte. Der hatte nämlich erst gestern, nachdem er Tom seufzend den letzten Mathetest zurückgegeben hatte, zu ihm gesagt: »Was geht da bloß in deinem Kopf vor? Du hast ein Gehirn, das weiß ich genau. Benutze es, bevor es verschrumpelt und abstirbt.«

Als Nächstes nahm Tom ein gelbes Auto, und im Nullkommanichts kam Bumblebee zum Vorschein, gefolgt von Ratchet, Jazz und natürlich Optimus Prime, dem unglaublich heldenhaften, aber auch äußerst einfühlsamen Anführer der Autobots. Er war nicht einmal zur Hälfte mit der Verwandlung von Megatron fertig – wer ist besser geeignet, das Böse zu bekämpfen als das Böse selbst? –, als er einen dumpfen Schrei hörte. Gefolgt von einem lauten Krachen und dem Geräusch von zersplitterndem Holz.

Der Junge verlangsamte seinen Atem, zählte seine Transformer – es waren immer noch siebzehn –, sagte zweimal das kleine Einmaleins auf und fuhr sich mit dem abgesplitterten Fingernagel über die weiche Unterseite seines Arms. Um ihn herum war nichts als Stille. Eine Stille, die ihm Schauer über die Haut jagte, von der ihm speiübel wurde und die alle seine Gedanken erstarren ließ.

Es vergingen Minuten, vielleicht sogar Stunden, während Tom in seinem mit Spielzeugen übersäten Zimmer kauerte, im zweiten Stock seines Zuhauses, das von unendlich vielen anderen, vollkommen gleich aussehenden Häusern umgeben war. Anfangs, als sie gerade in diese Gegend gezogen waren, hatte Tom sich immer wieder verirrt, bis Mama die Haustür in einem ihrer fieberhaften Anfälle von Tatendrang einfach violett angestrichen hatte. Tom fand das ganz großartig, aber Papa hatte sich andauernd darüber beschwert.

Tom wagte es, wieder normal zu atmen und sich auszumalen, dass seine Eltern sich jetzt wieder vertragen, dass sie sich umarmten und lachten, so wie sie es immer taten, wenn nichts anderes – nicht einmal er – auch nur die geringste Bedeutung für sie hatte. Aber dann, gerade in dem Moment, als Tom Ironhides Fahrgestell auseinandernahm, hörte er seine Mutter aufheulen.

Der Junge erstarrte.

Wenige Augenblicke später ging die Tür des Schlafzimmers seiner Eltern auf. Schritte kamen näher.

Zehn, neun, acht ...

Tom zählte, wie sich ein Fuß vor den anderen setzte, auf dem Weg zu seinem Zimmer, den schmalen Flur entlang, an dessen Wänden in weiße Plastikrahmen eingeschlossene Erinnerungen hingen. Tom, wie er in den See sprang, wie er in einem knallroten Kanu saß und angelte, Saanjh mit dem Arm um seine Schulter, beide mit einem breiten Grinsen, über und über mit Schlamm verkrustet. Erinnerungen an heiße Sommertage. An Gelächter. An unschuldige, durch nichts getriebene Liebe.

Sieben, sechs, fünf ...

Tom kauerte sich noch enger zusammen und versuchte, die Schritte wegzuwünschen. Lass mich in Ruhe. Guck Fernsehen. Geh schlafen, bis morgen Nachmittag.

Vier ...

Tom griff sich Optimus Prime.

Drei ...

Er zählte weiter, fürchtete aber, dass Optimus ...

Zwei ...

... ihm jetzt nichts mehr nützen würde.

Eins.

Die Schritte hielten an, genau vor seiner Tür.

Tom war gelähmt vor Furcht. Bitte, dachte er, bitte, lass das hier vorbeigehen. Bitte mach, dass die Nacht zu Ende geht, dass es wieder Tag wird, mach, dass Mama Haferbrei kocht und wir zusammen über die Cartoons in der Zeitung lachen, bevor ich in die Schule muss. Bitte, lass uns diese Nacht vergessen, wie so viele andere Nächte auch. Bitte. Bitte. Bitte.

Draußen ließ der Vater des Jungen den Türgriff wieder los und ging fort, die Treppe hinunter.

Tom wartete noch hundert Atemzüge, bevor er die Tür öffnete, Millimeter um Millimeter. Er hatte Angst, auch nur das winzigste Geräusch zu verursachen, aber seine Furcht war unnötig, denn in diesem Haus gab es keine knarrenden Türen. Die ungebrochene Stille verlieh ihm den Mut, einen ersten vorsichtigen Schritt in Richtung des Schlafzimmers seiner Eltern zu wagen. Unter der geschlossenen Tür lugte ein schmaler Lichtstreifen hervor.

Als Tom endlich vor der Tür angekommen war, blieb er stehen. Schweißtropfen brannten ihm in den Augen. Er wünschte sich nichts mehr, als einfach nur in sein Zimmer zurückzukehren, einzuschlafen und diese Nacht hinter sich zu lassen – aber dann öffnete er trotzdem die Tür. Es könnte ja sein, dass Mama ihn brauchte. Schon wieder.

Drunten lagen Hemden, die vorher sorgfältig gefaltet gewesen waren, hier und da und dort, in einem wirren Chaos verstreut. Auf dem zerwühlten Bett lag ein einzelner Pantoffel, das Laken war voller dunkelroter Flecken. Tom stieß die Tür weiter auf, seine Füße bewegten sich jetzt wie aus eigenem Antrieb, stiegen über eine zerbrochene Vase, einen rosa-farbenen BH und die Perlen einer zerrissenen Kette.

Neben einem der Golfschläger seines Vaters fand Tom seine Mutter. Das Gesicht blutverschmiert, das rechte Auge

zugeschwollen, nur das linke geöffnet. Einen winzigen Spaltbreit.

»Tom?«, flüsterte sie, aber ein gewaltiges Brausen explodierte im Kopf des Jungen und übertönte ihre Stimme. Sie schloss das Auge und ihr Kopf rollte zur Seite. Auf ihrer Stirn wuchs bereits eine heftige Beule, ihr linker Fuß ragte seitlich unter ihrem Körper hervor. Nackt, reglos, verdreht. Auseinandergenommen. Genau wie Brawl.

Dann zuckte ihr großer Zeh, und der Junge erinnerte sich, was er als Nächstes tun musste. Hastig begann er, nach ihrem Telefon zu suchen, aber es war nicht an das Ladekabel angeschlossen, und es dauerte eine Weile, bis er es unter einem Stapel verstreuter Kleider entdeckte. Tom konnte sich nicht daran erinnern, welche Nummer er wählen musste, er wusste nur, dass sie eine 9 und eine 1 enthielt. Als ihm schließlich einfiel, dass die Nummer 911 lautete, zitterten seine Hände so heftig, dass ihm das Telefon entglitt und zu Boden fiel.

»Meine Mama«, flüsterte er, als er endlich jemanden in der Leitung hatte. Genau in diesem Moment ertönte von unten ein lauter Knall. »Bitte«, sagte er. »Blut«, fügte er hinzu, aber seine Stimme klang hohl und seine Worte ergaben keinen Sinn.

»Meine Mama«, versuchte er es erneut, aber dann hörte er, wie sie stöhnte. Doch aus ihrem Mund kamen keine Worte, sondern Blut.

»Wir sterben.«

Juni

Sonya häufte drei Löffel Zucker in ihren Kaffee. Was machte es schon, wenn er ihre Leber zerstörte, die Chancen auf eine Diabeteserkrankung erhöhte und ihre Gereiztheit noch verschlimmerte? Sie hatte ein wenig Trost verdient, und zwar jetzt sofort.

»Komm, ich helfe dir mit dem Essen«, sagte Penelope, während sie die leeren Flaschen, die sie im Garten eingesammelt hatte, in eine Ecke stellte. Sonya drehte sich um und sah, wie ihre beste Freundin gerade ein Tablett mit gefüllten Pilzen vom Küchentisch nahm. Pen, in Blau- und Violetttöne gekleidet, sah sehr elegant aus, trotz ihrer dreißig Pfund Übergewicht. Aber nach jahrelangen, immer ausgefallener werdenden Diätversuchen – Zitronenentgiftung? Im Ernst jetzt? – hatte Sonya es satt, ihre Solidarität zu bekunden. Warum konnte Pen nicht ganz einfach weniger essen, sich mehr bewegen und endlich ein anderes Gesprächsthema finden?

»Ich komm schon klar«, sagte Sonya und nahm ihr das Tablett mit den Pilzen aus der Hand. Sie hatte eine Ewigkeit gebraucht, um diese schlüpfrigen kleinen Biester zu füllen, und sie hatte keine Lust, dass jetzt jemand anderes dafür das Lob einheimste. »Und überhaupt: Wenn jemand helfen sollte, dann meine Geschwister.«

Nur dass Will sich anscheinend nicht vom Fernseher los-

reißen konnte und Rose damit beschäftigt war, sich draußen vor der Tür die Lunge zu ruinieren. Sie rauchte. Und das in ihrem Alter.

»Bitte«, flehte Penelope. »Gib mir irgendwas zu tun.«

»Also gut«, sagte Sonya und reichte Penelope eine Flasche mit Weißwein und eine andere mit Rotwein. »Aber tu uns allen einen Gefallen und schenk Rose lieber nicht noch mehr ein. Wir können heute wirklich keine Szene gebrauchen.«

Sonya sah zu, wie ihre Freundin davoneilte und schämte sich für ihre Bitterkeit. Wenigstens versuchte Pen noch, an sich zu arbeiten. Und das ist um Welten schwerer, als einfach aufzugeben.

Sonya sah auf die Uhr. Es war noch nicht einmal sechs. Zu früh, um diesen furchtbaren Tag abzuhaken, ein paar Tabletten einzuwerfen und sich ins Dunkel treiben zu lassen. Außerdem wimmelte es im Haus vor Trauergästen, und das würde auch noch mehrere Stunden so bleiben. Die reißerische Berichterstattung über den Mord an ihrer Schwester hatte die gesamte zweite Seite des *Toronto Star* eingenommen und zu einem nicht enden wollenden Strom von Besuchern geführt. Alle platzten geradezu vor Anteilnahme und liebevoller Besorgnis, aber gleichzeitig waren sie zweifellos unendlich erleichtert, dass dieser Horror nicht ihnen selbst widerfahren war, und dankbar für ihre eigenen Familien, und sei es auch nur für einen Augenblick.

Das Ganze erinnerte Sonya an die Zeit nach dem Tod ihrer Mutter. Damals, genau wie heute, brauchte sie nur den Raum zu betreten und schon verstummten alle Gespräche. Jede Umarmung endete unweigerlich mit Tränen, und Freunde wie Pen schafften es plötzlich nicht mehr, ihr in die Augen zu schauen. Wenigstens gab es damals noch kein Facebook. Keine »Gefällt mir«-Klicks für *Ruhe in Frieden, mein süßer*

Engel. Keine Schulfreunde, die endlose Lobeshymnen über jemanden vom Stapel ließen, mit dem in Kontakt zu bleiben sie sich nicht die Mühe gemacht hatten, und keine von diesen zahllosen Links, wie man am besten mit Trauer umging.

Sonya nahm einen Stapel durchweichter Pappteller vom Herd und öffnete den Mülleimer, musste jedoch feststellen, dass dieser bereits bis obenhin mit lippenstiftverschmierten Servietten, Resten grellfarbiger Muffins und den Überbleibseln eines von Mutters Kristallweingläsern gefüllt war. Sie hätte es niemals zulassen dürfen, dass Rose die guten Gläser aus dem Schrank nahm. Jetzt waren nur noch drei übrig.

Auf dem Weg zum Müllcontainer sah Sonya ihre Nachbarin Anna Stanley, die gerade damit beschäftigt war, Hof zu halten. Ihre Haare waren wie immer perfekt frisiert, und die Farbe ihrer lackierten Fingernägel passte natürlich genau zu dem tief ausgeschnittenen Kleid, aus dem ihr üppiger Busen hervorquoll. Sie hatte wirklich immer noch eine geradezu unverschämt gute Figur, und das, obwohl sie innerhalb von fünf Jahren drei Kinder zur Welt gebracht hatte.

»Das Problem heutzutage ist, dass niemand mehr den Vorteil von ehrlicher, harter Arbeit zu schätzen weiß«, sagte sie in jenem selbstgefälligen Tonfall, wie ihn nur Leute mit äußerst begrenzter Intelligenz zustande bringen. Dann nahm sie einen übertrieben lässigen Schluck aus ihrem Weinglas und aalte sich in den Blicken der Männer, als plätscherte sie im Pool ihrer Bewunderung genüsslich von einem Ende zum anderen.

Sonyas Ehemann Alex hatte darauf bestanden, die nachbarschaftlichen Beziehungen zu pflegen – Sonya selbst hätte, um ehrlich zu sein, gut und gern darauf verzichten können. Insbesondere deshalb, weil die Stanleys keine Gelegenheit ausließen, um mit ihrem perfekten Leben zu protzen. Sie

hatten zwei Kinder auf einer französischsprachigen Schule, eine Sauna aus Zedernholz im Garten und machten einmal im Jahr Urlaub auf den Bahamas. Derek, nur ein paar Jahre älter als Alex, aber bereits Vizepräsident seiner Firma, reiste auf der Jagd nach neuen Absatzmärkten um den gesamten Globus und kehrte mit immer opulenteren Souvenirs wieder nach Hause zurück. Alex, der nie irgendwelche Reisen unternahm, hatte es schon vor langer Zeit aufgegeben, Sonya Geschenke zu machen. »Warum sollte ich dir was kaufen«, meinte er, »wenn du sowieso alles wieder umtauschst?« Ganz unrecht hatte er nicht. Trotzdem – ein handgewobener Pashmina-Schal von tibetischen Mönchen war definitiv romantischer als ein Geschenkgutschein der Indigo-Buchhandlung.

»Die Leute wollen immer alles sofort haben«, fuhr Anna fort. »Aber so funktioniert das nicht. Eine Investition braucht Jahre, um zu reifen. Man muss im Hier und Jetzt Opfer bringen, um den zukünftigen Gewinn zu sichern.«

Erzähl das mal Mona, dachte Sonya, während sie versuchte, den Müll in den bereits überquellenden Container zu stopfen. Bei dem Gedanken an ihre jüngere Schwester, wie sie blutüberströmt auf der Erde lag, den Schädel vom Golfschläger ihres Ehemanns zertrümmert, und sich mit letzter Kraft an das Leben klammerte, bis der Krankenwagen kam, nur, um dann doch auf dem Weg ins Krankenhaus zu sterben, hätte sie am liebsten geschrien. Stattdessen stampfte sie mit wilder Gewalt den Müll in den Container und scherte sich nicht darum, als sich der eklige Dreck auf die Erde ergoss. Im Gegenteil, sie genoss das Gefühl von Kontrolle, genoss es, einen Teil der Wut zu entladen, die sich in ihr angestaut hatte wie Dampf in einem hermetisch verschlossenen Topf. Und wer konnte es ihr verdenken? Eben noch hatte sie sich

darüber geärgert, dass sie einen entscheidenden Moment in der Kochsendung *Top Chef* verpasst hatte, und im nächsten Moment war ihre gesamte Welt in sich zusammengebrochen. Es war erst am letzten Donnerstag gewesen, und doch kam es ihr so vor, als sei das in einem anderen Leben geschehen, als zwei Polizisten an ihrer Tür klingelten. »Dürfen wir reinkommen?«, hatte einer von ihnen gefragt. Als hätte Sonya eine Wahl gehabt. Als hätte sie Nein sagen können.

Als sie jetzt den überall verstreuten Dreck betrachtete, hätte Sonya beinahe gelacht. Genau wie ihr Leben. Ein Haufen Scheiße. Als sie es endlich geschafft hatte, die Schweineerei aufzuräumen, war Anna bei den Vorteilen von Anleihepapieren angelangt. Wie um alles in der Welt konnte man diese Frau zum Schweigen bringen? Mit einem Schlussverkauf bei Holts? Einer kräftigen Ohrfeige? Einer nuklearen Verwüstung? Was auch immer der Preis sein mochte – Sonya war mehr als gewillt, ihn zu zahlen.

Weil sie dringend eine Minute Ruhe brauchte, machte sich Sonya auf den Weg zu ihrer Speisekammer, einem schrankähnlichen Raum, der mit allerlei Köstlichkeiten gefüllt war: Preiselbeermarmelade aus dem skandinavischen Restaurant in der Bloor Street, kandierte Zitronen aus Marokko und Olivenpaste vom Wochenmarkt in Bracebridge. Sie hatte es Alex nie erzählt, aber der Grund, warum sie darauf bestanden hatte, dieses Haus zu kaufen, war ebendiese Speisekammer gewesen. Sie eignete sich perfekt für all das Eingemachte, das sie kochen wollte, sobald sie endlich von der Arbeit zu Hause bleiben konnte, um mitzuerleben, wie ihre Kinder aufwachsen – jene Kinder, die ihr bisher auf so grausame Weise versagt geblieben waren.

Alex, immer der Pragmatiker, war dagegen gewesen, ein so großes Haus zu kaufen, aber Sonya hatte diese Debatte na-

türlich gewonnen. Die Immobilienpreise würden auf jeden Fall immer weiter in die Höhe schnellen, hatte sie zu bedenken gegeben. Besser jetzt in den Markt einsteigen, während sie es sich noch leisten konnten, und das Nest bauen, bevor sie es brauchten, sozusagen. Vorplanen, statt dem Glück hinterherzujagen. Wie hätte sie ahnen können, dass all die leeren Zimmer sie mit jedem Tag, der verging, immer heftiger anprangern würden? Ein unumstößlicher Beweis dafür, dass sie daran gescheitert war, sich in die natürliche Ordnung der Dinge einzufügen.

»Wie schaffst du es bloß, diese Frau zu ertragen?«, fragte Pen, die Sonya auf ihrer Flucht in Richtung Speisekammer abgefangen hatte. »Ich habe die Zeit gestoppt – sie redet seit acht Minuten ununterbrochen.«

»Jedem das Seine«, sagte Sonya, selbst überrascht von den scheinheiligen Worten, die gerade aus ihrem Mund gekommen waren. Seit Monas Tod war da etwas Unkontrollierbares in ihr, etwas Unverblühtes, Erbarmungsloses. Das war beunruhigend, insbesondere für jemanden, der stolz darauf war, immer einen kühlen Kopf zu behalten. Um ihre Schroftheit wiedergutzumachen, reichte Sonya Pen das Tablett mit den gefüllten Pilzen und sagte: »Aber auf keinen Fall mehr als zwei pro Person.«

Als Sonya sich dann endlich in die Speisekammer flüchtete, musste sie feststellen, dass Tom ihr zuvorgekommen war. Ihr Neffe trug wie immer seinen Kapuzenpullover, den auszuziehen er sich sogar nachts weigerte. Er hockte auf der Erde, hatte die Arme eng um die dünnen Beine geschlungen und kaute an seinen Fingernägeln. Seine Augen, die früher so gestrahlt hatten, steckten jetzt irgendwo zwischen Stumpfsinn und Verzweiflung fest. Was für ein Unterschied zu dem Jungen aus Sonyas Erinnerung, diesem

Kind mit dem von Zahnlücken gespickten Grinsen, das sechs Räder hintereinander schlagen konnte und erst letztes Jahr höchst vergnügt in den fast zugefrorenen See gesprungen war.

»Oh mein Spatz, warum versteckst du dich denn hier drin?«, fragte Sonya, wohlwissend, wie idiotisch sie klang. Was sollte der Junge denn sonst tun? Weiterhin ein Rad nach dem anderen schlagen, als wäre nichts gewesen? Es war erst fünf Tage her, dass sie Tom vom Polizeirevier draußen auf dem Highway 7 abgeholt hatte. Bis oben hin in Decken eingewickelt saß er da und zitterte trotz der fröhsummerlichen Hitze. Die Sozialarbeiterin – Stacie »mit ie!« –, eine Frau mit vernünftigen Schuhwerk und geflochtenen grauen Haaren, hatte bei Sonyas Eintreffen vor Erleichterung geseufzt.

»Es gibt viel zu wenig Eltern, die für den Fall ihres plötzlichen Todes vorsorgen«, hatte sie gesagt und dabei ein derart beflissenes Lächeln aufgesetzt, dass Sonya speiübel davon wurde. »Gott sei Dank hatte Ihre Schwester diese weise Voraussicht.« Aber war es tatsächlich Voraussicht gewesen, hatte Sonya sich gefragt, wobei sie dem nicht abreißen Redestrom, den diese Frau von sich gab, längst nicht mehr zuhörte.

Als Mona sie damals bat, Toms gesetzlicher Vormund zu werden, falls ihr etwas zustieße, war das in Sonyas Augen lediglich etwas gewesen, was jedes vernünftige Elternteil tun würde. Natürlich hatte sie sich einverstanden erklärt, weil sie davon ausgegangen war, dass diese Verpflichtung nichts weiter mit sich bringen würde als zweimal im Jahr Geschenke und einen gelegentlichen Besuch im Zoo. Nicht einmal in ihren schlimmsten Albträumen hätte sie sich ausgemalt, dass sie einmal hier enden würde, in dieser Speisekammer, mit diesem Jungen, der kein einziges Wort sprach und nicht

weinte, ja der sich nicht einmal berühren lassen wollte. Ein Junge, für den sie von jetzt an verantwortlich war. Ein eigenes Kind, von jetzt auf gleich.

Sonya nahm einen kleinen Karton mit Apfelsaft aus einem der Regale und nestelte mühsam den Strohalm aus seiner Plastikummhüllung. »Hier«, sagte sie. »Das habe ich extra für dich gekauft.«

Tom blinzelte, stopfte seinen Daumen noch tiefer in den Mund und presste die Zähne darauf. Sein Blick war fest auf einen Punkt irgendwo hinter Sonyas linkem Ohr gerichtet. Er saugte den eigenen Speichel, als könnte dies seinen Durst löschen – seine bisher einzige Reaktion auf all ihre Angebote.

»Möchtest du vielleicht eine Tasse Kakao?«

Schlürf.

»Wie wär's mit einem kleinen Imbiss?«

Schlürf.

»Kann ich dir nicht irgendetwas bringen? Egal was.«

Schlürf. Schlürf. Schlürf.

Jeden einzelnen Tag. Jedes einzelne Mal.

Schlürf!

Zwing ihn aufzuschauen!, forderte eine Stimme, die so klang wie die ihrer Mutter, und dennoch ihre eigene war. Zieh ihm die Hand vom Mund weg und zwing ihn, etwas zu sagen. Zwing ihn, Interesse an irgendetwas zu zeigen. Zu weinen. Irgendetwas, egal was.

Sonya schloss die Augen. Sie war die Erwachsene hier. Sie musste sich zusammenreißen. Jetzt sofort.

»Ich bin immer für dich da«, sagte Sonya, als sie sich endlich darauf verlassen konnte, dass ihr die Stimme nicht entgleisen würde. »Egal was du willst, du brauchst nur zu fragen.«

Tom schaute hoch und nahm den Saft.

War das jetzt der Moment? Ein erster zaghafter Schritt vorwärts? Ermutigt, ja fast schwindelig vor Aufregung lehnte Sonya sich vor, um Tom in die seit Langem überfällige Umarmung zu schließen. Aber bevor sie den kleinen Jungen berühren konnte, sprang er auf, rannte davon und ließ die Tür hinter sich offen stehen. Ihr Scheitern vor aller Augen offenbart.

Sonya kehrte in die Küche zurück, gerade als Rose ihr Weinglas so übertoll goss, dass sie erst einen Schluck nehmen musste, bevor sie es abstellen konnte. Die einzige Schwester, die Sonya nun noch hatte, trug eine enge blaue Hose, die zwar nicht gerade eine Jeans, aber trotzdem kaum passend für eine Trauerfeier war. Und was sollte dieser grellrote Lippenstift? Aber selbst im Alter von fünfunddreißig genoss Rose es nach wie vor, immer genau das Gegenteil dessen zu tun, was man von ihr erwartete. Und was noch ärgerlicher war: Sie kam damit meist ungestraft davon.

»Du kannst ja super mit Kindern umgehen«, sagte Rose, als wäre sie eine Expertin, bloß weil sie ein eigenes Kind hatte.

»Ich nehme an«, entgegnete Sonya, während sie die Spülmaschine öffnete, »du weißt, dass dein Sohn und Phoebe gerade mit einer Knutscherei besiegeln, dass sie Cousin und Cousine sind.«

»Was sagst du da?«, fragte Rose.

»Ich habe sie hinterm Haus gesehen, als ich den Müll rausbrachte. Nicks Hand steckte irgendwo auf halber Höhe unter Phoebes T-Shirt, und ihrem Gestöhne nach zu urteilen hat sie es durchaus genossen.«

Rose rannte los, um sich ihren irgeleiteten Sohn vorzunehmen, und Sonyas Laune hellte sich auf, wenn auch nur für einen kurzen Augenblick. Ihre Welt, ihrer aller Welt, war in sich zusammengebrochen, aber das musste noch lange

nicht heißen, dass sie es ihrer Schwester durchgehen ließ, die selbstgerechte Zimtzecke rauszukehren.

Mittlerweile raste Sonyas Herz in dreifachem Tempo, und die einzige Möglichkeit, ihre Nerven zu beruhigen, bestand darin, sich zu bewegen. Sie räumte die Spülmaschine aus, sammelte halb volle Weingläser auf und schob die Lauchquiche in den Ofen. Danach ging sie ins Wohnzimmer, um dort aufzuräumen, doch das war bereits geschehen. Selbst nach einem Jahrzehnt Ehe schaffte Alex es immer noch, sie zu überraschen. Nur schade, dass diese Überraschungen in letzter Zeit selten erfreulich waren.

Es war seine ruhige, selbstbewusste Art gewesen, in die Sonya sich verliebt hatte, gleich im ersten Moment, als sie sich bei Pens Hochzeit mit Vincenzo begegneten. Eine Ehe, die trotz der 70.000 Dollar, die diese Feier gekostet hatte, kaum sechs Monate hielt. »Du siehst aus, als müsstest du ganz dringend mal tanzen«, hatte Alex zu ihr gesagt, nachdem er den Ballsaal durchquert und sie unter den acht Brautjungfern herausgepickt hatte. Und es stimmte, sie hatte einen Tanz dringend nötig gehabt. Sie hatte irgendetwas gebraucht, ganz egal was, um dieses unguete Gefühl abzuschütteln, das sie seit dem Tag von Pens plötzlicher Verlobung mit sich rumschleppte.

Hätte sie sich einmischen sollen? Hätte sie Pen sagen müssen, dass sie sich als Ehefrau Nummer vier wahrscheinlich nur in eine endlose Abfolge anderer Frauen einreihete? Dass das viele Geld sie nicht warm halten würde – in den einsamen Nächten, in denen Vincenzo ausfliegen würde, um neuer Beute hinterherzujagen? Dass auch sie eines Tages fallen gelassen werden würde? Aber Pen war nicht zu stoppen gewesen. Sie hatte es sich in den Kopf gesetzt, eine gute Partie zu machen und reich zu heiraten. Also hatte Sonya das

teure Kleid gekauft, das ihre Freundin für sie ausgesucht hatte, und auch noch passende Schuhe dazu, die noch viel teurer gewesen waren. Wer gibt mir das Recht, über sie zu urteilen?, hatte sie damals gedacht. Es ist schließlich Pens Leben und nicht meins.

Und dann hatte Alex sie zum Tanzen aufgefordert. Er hatte so elegant ausgesehen in seinem Dreiteiler. Seine Augen hatten hungrig geleuchtet und, ach, wie betörend. Seine Hand war so wunderbar warm auf ihrem nackten Rücken. Und so kam es, dass sie in einem Ballsaal, der mit Hunderten von weißen Rosen und flackernden Kerzen geschmückt war, mit einem herrlichen Blick auf den Ontariosee so lange tanzten, bis das Orchester aufhörte zu spielen. Danach fuhr Alex sie heim, und kaum hatte sie ihn hereingebeten, da neigte er auch schon den Kopf zu ihr herab, um sie das erste Mal zu küssen.

Alex war das genaue Gegenteil von den kapriziösen Männern ihrer eigenen Familie. Er schien genau zu wissen, wo er hingehörte, und hatte nie infrage gestellt, dass er in der Firma seines Vaters arbeiten würde, einem Unternehmen für Kunststoffspritzgusstechnik. Im Gegensatz zu ihrem eigenen verschnörkelten Leben wirkte das seine auf besteckende Weise unkompliziert. Nicht mit Altlasten behaftet.

Drei Monate später war Sonya zu ihm gezogen, in ein Apartment nördlich der Saint Clair Avenue. Und dann, nur ein paar Tage nachdem Pens Scheidung rechtskräftig geworden war, hatten sie geheiratet. Das war jetzt zehn lange Jahre her.

Sonya tat so, als wäre sie zu beschäftigt, um sich mit den Trauergästen zu unterhalten, die am Esstisch saßen, und ging schnell an ihnen vorbei zum Kamin, auf dem sie eine Art Hausaltar aufgebaut hatte. Auf dem Sims stand ein le-

bensgroßes Porträt von Mona. Die Sonne tanzte auf ihrer sommersprossigen blütenweißen Haut und brachte ihr verlegenes, aber zutiefst liebenswürdiges Lächeln zur Geltung. Sonya schossen Tränen in die Augen, aber da sie auf keinen Fall unerwünschte Aufmerksamkeit auf sich lenken wollte, zog sie rasch ein bereits vollkommen durchnässtes Taschentuch aus der Tasche und wischte sich die Wangen ab. Dann konzentrierte sie sich darauf, die Erinnerungsstücke zu ordnen, die einige der Gäste mitgebracht hatten. Ein Origami-Elefant, eine zerfledderte Abiturzeitung, zahllose Fotos, die Monas Entwicklung vom ungelungenen Kleinkind über einen schlaksigen Teenager bis hin zur Braut und Mutter zeigten. An den beiden äußersten Enden des Kaminsimses standen die zwei identischen Urnen.

Die Auswahl im Bestattungsunternehmen war überwältigend gewesen. »Holz, Stein, Marmor oder Glas?«, fragte die Frau dort. Ihre Augenlider hingen müde herab und die Jahre des professionellen Trauerns hatten sich tief in ihre Wangen eingegraben, ganz so als wären es Ehrenabzeichen. Wie sich herausstellte, war es umso teurer, je schlichter das Design war, aber Sonya waren die Kosten egal. Was sie ärgerte, war, dass weder Rose noch Will ihr zu Hilfe kamen – weder bei der Auswahl der Urnen noch mit sonst irgendetwas. Wie immer, wenn etwas Schlimmes passierte, verhielten sich ihre beiden jüngeren Geschwister wie kleine verschreckte Kinder die darauf warteten, dass Sonya zur Rettung eilen und alles – egal wie kaputt es auch war – wieder in Ordnung bringen würde.

Sonya schob Russells Urne noch weiter nach rechts. Der Marmor fühlte sich hart an, Unheil verkündend. Sie stellte sich vor, wie die Urne immer weiter bis zum Rand des Kaminsimses rutschte, wie sie noch einen kurzen Moment am

Scheitelpunkt schwebte, um dann endlich herabzufallen, auf dem Boden in tausend Stücke zu zerschellen und ihren abscheulichen Inhalt in alle Himmelsrichtungen zu verstreuen.

»Findest du das eigentlich nicht seltsam?«, fragte Rose, die hinter sie getreten war.

»Was denn?«, fragte Sonya unwirsch zurück und hoffte, ihr Tonfall würde ausreichen, um ihre Schwester zu verscheuchen. Werd bloß nicht pampig. Nicht heute.

Aber Rose ließ sich nicht beirren. »Na, dass Russell hier ist«, sagte sie. »Mit ihr zusammen. Als wäre es ein Autounfall gewesen oder so was.«

»Und was hätte ich mit ihm tun sollen, Rose? Ihn per Post zurück nach Australien schicken?«

Die beiden Schwestern standen sich gegenüber und warteten, wer als Erste klein begeben würde. Denn beide wussten sehr wohl, dass es niemanden gab, an den man Russell hätte schicken können. Ob es ihnen nun gefiel oder nicht: Er war schon lange vor Toms Geburt zu einem Teil ihrer Familie geworden, auch wenn es Sonya bei diesem Gedanken zum Kotzen zumute war. Schließlich war sie selbst es gewesen, die Russell immer wieder zum Essen eingeladen hatte, weil sie seine unbeschwerte Art so genossen hatte, damals, kurz nachdem ihre Mutter plötzlich verstorben war und sie alle ein wenig Aufheiterung so bitter nötig gehabt hatten. Russell war als Neunjähriger nach Kanada gekommen und achtzehn, als die Gastprofessur für Neurowissenschaft endete, die sein Vater an der Universität von York innegehabt hatte. Während seine Eltern erleichtert ihre Sachen gepackt und in wärmere Gefilde aufgebrochen waren, hatte Russell sich geweigert nach Brisbane – oder wie er es nannte, »an den Arsch der Welt« – zurückzukehren. Er war seitdem nie

wieder nach Australien gereist, selbst dann nicht, als seine Eltern ein paar Jahre später krank wurden und mit einem Abstand von nur drei Wochen hintereinander wegstarben. »Wozu soll ich jetzt hinfahren?«, hatte er gesagt. »Nun sind sie doch sowieso schon tot.«

Ein Mann ohne jede Sentimentalität. Sonya hatte das nie seltsam gefunden, bis heute.

»Das wurde im Seehaus aufgenommen, oder?«, fragte Rose und nahm ein Foto in die Hand, das einer der Gäste zurückgelassen hatte. Es zeigte Mona und Russell, wie sie sich in einer orangefarbenen Hängematte räkelt, zwischen den beiden Tom als kleines Baby. Die Beine ineinander verflochten, Drinks in der Hand. »Was für eine Idylle!«

»Bitte, Rose, ich kann das jetzt nicht. Nicht heute«, sagte Sonya und riss ihrer Schwester das Foto aus der Hand. Sie setzte die Brille ab, um das Bild besser betrachten zu können. Wie lebendig, wie strahlend Mona doch wirkte, trotz des Schlafmangels, unter dem sie damals so litt, wie bezaubert von ihrem kleinen Jungen und wie töricht stolz auf den Mann an ihrer Seite. Blind, genau wie sie alle, für die Dunkelheit, die hinter seinem leutseligen Lächeln lauerte.

Sonya legte das Foto mit dem Gesicht nach unten auf den Sims und nahm Russells Urne in die Hand. »Du hast recht, Rose. Er hat hier nichts zu suchen.«



Während Rose ihrer älteren Schwester nachsah, wie diese ins Wohnzimmer eilte, konnte sie wieder einmal nicht fassen, dass sie beide sich zumindest zur Hälfte dieselbe DNA teilten. Eine von ihnen musste gewiss bei der Geburt vertauscht worden sein. Oder vielleicht hatte Mutter eine Af-

färe gehabt? Wie sonst ließ es sich erklären, warum sich die nur sechs Jahre ältere Sonya so verhielt, als sei sie in einem anderen Jahrhundert geboren worden. Von Kopf bis Fuß wie die langweilige Vorstadthausfrau gekleidet, die sie ja auch tatsächlich war, in einem geschniegelten schwarzen, sicher brandneuen und vollkommen überteuerten Kostüm. Ihre Frisur, ein stockkonservativer Dutt, hatte sich hier und da gelöst, und nun hingen einzelne Strähnen um ihren Hals. Ihr Lippenstift war eine Nuance zu dunkel und ihre Absätze ein paar Zentimeter zu hoch. Sie könnte hübsch sein, wenn sie sich nur nicht so schrecklich viel Mühe geben würde.

Rose ging zurück zum Kamin und nahm ein Aquarell mit rosafarbenen Nelken in die Hand, das Leslie mit einer dramatischen Geste dort hingestellt hatte, bevor sie Tato, Roses Vater, zur Tür hinausschob, um zu ihrem Hotel im Stadtzentrum zurückzukehren. Leslie war seine neueste Gespielin, eine iPhone-besessene Vegetarierin mit aufgemaltem Lächeln, die zwanzig Jahre jünger war als er. Anscheinend hatten Frauen, die ihre Wechseljahre bereits hinter sich hatten, nicht besonders viel Auswahl, denn warum sonst verschwendete Leslie ihr Leben damit, Tato dabei zuzusehen, wie er jeden Bissen vierzig Mal kaute, bevor er um neun Uhr abends ins Bett ging? Sicher, er hatte ein bisschen Geld, aber er war schon in seiner Jugend geizig gewesen und das Alter hatte ihn nur noch knauseriger gemacht. »Ich will niemals von euch abhängig sein«, hatte er mit solcher Entschlossenheit gesagt, dass es Rose dabei kalt den Rücken hinuntergelaufen war.

»Hier!«, hörte Rose ihre Schwester im Wohnzimmer sagen. Sonyas Stimme klang brüchig, aber entschieden. »Kümmere du dich um ihn.«

Rose packte sich Leslies Aquarell – das eher wie ein Ror-

schach-Test aussah als eine akkurate Darstellung von irgendetwas – und warf es in den Müll. Niemand würde das merken, und selbst wenn: Morgen früh waren die beiden sowieso längst auf dem Weg zurück zu ihrem vor hässlichen Nippsachen überquellenden Haus in The Villages, einem Seniorenwohnpark in Florida. Nach Mutters plötzlichem Tod hatte Tato sofort das Weite gesucht, um so viel Abstand wie nur irgend möglich zu seinem vorherigen Leben zu schaffen. Als Erstes hatte er Sonya gebeten, ihre Zelte in Montréal abzubrechen und nach Hause zurückzukehren. »Du musst mir mit den Kindern helfen«, hatte er gesagt, aber in Wirklichkeit wollte er nur so wenig Zeit wie möglich im Haus verbringen. Und dann, nur wenige Tage nach Wills Schulabschluss, hatte er seinen Klempnerbetrieb verkauft und war in den Süden gezogen. Zunächst nur für die kalten Wintermonate, aber schließlich weigerte er sich ganz nach Toronto zurückzukehren. »Mir gefällt es hier unten. So ist das halt. Hier ist alles viel entspannter«, hatte er seinen Kindern erklärt. »Und wie praktisch«, hätte Rose ihm beinahe gesagt, aber sie konnte es sich gerade noch verkneifen, »dass jetzt zweitausend Kilometer zwischen dir und den Erinnerungen an deine manisch-depressive tote Ehefrau liegen.«

Als Rose das Wohnzimmer betrat, hielt Sonya ihrem Bruder gerade Russells Urne unter die Nase. Wie gewöhnlich standen Wills dunkle Haare in einem einzigen wirren Durcheinander zu Berge. Sein burgunderroter Schlips war im Laufe des Tages verloren gegangen, genau wie seine Schuhe, und nun lugte der linke große Zeh aus einem Loch in seinem Strumpf hervor. Kaum waren sie aus der Kirche zurückgekehrt, da hatte Will sich auf Sonyas brandneuem Kalbsledersofa breitgemacht, die schlaksigen Beine auf den

Couchtisch ausgestreckt, ein Bier in der Hand. Warum sich Sonya auf Tatos absurden Wunsch eingelassen hatte, Monas Leben in einem Gottesdienst »zu feiern«, verstand Rose absolut nicht. Mona hatte sich nie für Religion interessiert, als sie noch lebte. Warum etwas anderes vorheucheln, jetzt, wo sie tot war?

»Wieso?«, fragte Will und stellte den Fernseher lauter, als könne er seine Schwester dadurch in die Flucht schlagen. »Was soll ich damit?«

Während man bei Sonya oft das Gefühl hatte, dass sie sich älter gab, als sie tatsächlich war, galt für ihren Bruder das genaue Gegenteil. Er war dreißig Jahre alt, klang jedoch wie ein trotziger Teenager. Obwohl man nicht gerade behaupten konnte, dass Roses Sohn Nick, der eigentliche Teenager in ihrem Haus, diesem Klischee entsprach – auch wenn er zu naiv oder zu hormongesteuert war, um zu begreifen, dass ihm ein allzu enger Kontakt mit seiner Cousine nur Ärger einbringen würde.

»Du musst ihn nehmen, weil Russell *dein* Freund war«, sagte Sonya und knallte die Urne zwischen Wills Beine. Das Klirren der gläsernen Tischplatte war ebenso unerquicklich schrill wie ihre Stimme.

»Aber Sonya«, Rose setzte sich neben ihren Bruder und schaltete den Fernseher auf stumm, »das ist doch total unfair!«

»Wie kannst du es wagen, mir gegenüber von ›fair‹ zu sprechen? Wo wart ihr beide denn, als die Frau vom Bestattungsunternehmen versucht hat, mich übers Ohr zu hauen? Oder als die Polizei mich nicht in Monas Haus lassen wollte, um ein paar Kleidungsstücke für Tom zu holen? Und dann ist da noch das Jugendamt und da sind diese ganzen Nachrichten auf Facebook, um die sich jemand kümmern sollte, und,

oh, habe ich schon erwähnt, dass irgend so ein Zeitungsmensch vom *Toronto Star* angerufen und um eine Stellungnahme der Familie gebeten hat? Warum rufst du ihn nicht zurück, Will, oder bist du zu beschäftigt damit, Hunde auszuführen?»

»Ich hab Urlaub gekriegt«, sagte Will. »Ist ja wohl selbstverständlich.«

»Ganz genau«, entgegnete Sonya. »Und deshalb ist es ja auch so absurd, dass ich alles ganz allein regeln musste.«

»Es muss toll sein, wenn man so perfekt ist wie du«, sagte Rose. »Du solltest Geld damit verdienen. Schreib doch ein Buch. *So perfekt, wie man nur sein kann: Meine unglaubliche Erfolgsgeschichte als Perfektionistin!*«

»Na, ich bemühe mich wenigstens.«

»Und was können wir dafür, wenn du so wahnsinnig rechthaberisch bist, dass man es dir nie recht machen kann? Nie, nie, nie?« Die letzten drei »Nies« rutschten Rose heraus, bevor sie sich im Zaum halten konnte. Peinlich berührt von ihrer kindischen Reaktion, in die sie oft unwillkürlich zurückfiel, wenn sie es mit ihrer großen Schwester zu tun hatte, nahm Rose rasch einen Schluck von Wills Bier und hoffte, dass es niemandem aufgefallen war.

»Hey!«, sagte Will, den Blick immer noch fest auf den Bildschirm gerichtet, wo gerade ein unbeholfener Jüngling in einem gestreiften Pullover vergeblich versuchte auf einen Baum zu klettern. »Das ist mein Bier!«

»Na, es ist ja nicht so, als hättest du es bezahlt«, sagte Sonya und riss die Flasche an sich. »Und du, Rose, du bist doch eigentlich klug genug, um nicht Plattitüden wie ›nie, nie, nie‹ zu benutzen oder –«

»Du magst doch gar kein Bier, Sonya«, unterbrach Will die Standpauke seiner Schwester.

»Tja, heute aber schon«, sagte sie und nahm einen großen Schluck.

»Also, was passiert jetzt ...«, fragte Rose und wies auf Russells Urne, die zwischen Wills Beinen stand, »... damit?«

»Will hat diesen Mörder in unser Haus gebracht. Soll er sich jetzt darum kümmern.«

Rose öffnete den Mund, entschied sich dann jedoch dagegen, etwas zu sagen. Sonya hatte recht. Zumindest teilweise. Es war tatsächlich Will gewesen, der Russell als Erster in die Familie eingeladen hatte – aber sie hatten alle gewollt, dass er blieb. Sein unbeschwerter Humor hatte in jenen furchtbaren Monaten nach dem Tod ihrer Mutter für Erleichterung gesorgt. Er war eine Ablenkung von ihrer Trauer gewesen, ein Vorwand, nicht zu intensiv darüber nachzudenken, was denn nun wirklich passiert war und warum.

Rose war fünfzehn Jahre alt gewesen, als ihre Mutter starb. Sonya nannte es immer noch ihr »Hinscheiden«, aber sie wussten alle, auch damals schon, dass es Selbstmord gewesen war. Den einen Tag war sie da, voller Tatendrang und Sorgen und Vorschriften, und am nächsten war sie verschwunden. »Alles hat seine Zeit«, hatte der Priester in seiner Grabrede gesagt, und er hatte recht gehabt. Warum sollte man sich Sorgen wegen der Zukunft machen, wenn sie doch möglicherweise niemals eintraf? Zwei Wochen später hatte Rose ihre Unschuld verloren, an einen Typen mit Schnurrbart, an dessen Namen sie sich nicht mehr erinnern konnte. Im Sommer darauf war sie per Anhalter nach Alberta gereist, zusammen mit ihrem besten Freund Michael, der drei Jahre später an Aids sterben sollte. Als sie mit zwanzig feststellte, dass sie schwanger war, beschloss sie, das Kind zu behalten. Eugene, ihr damaliger Freund, mit dem sie manchmal zusammen war, aber manchmal auch wieder nicht – und Letzteres war meis-

tens der Fall –, war immerhin recht liebenswert, und, wer weiß, vielleicht war das hier ja ihre einzige Chance sich fortzupflanzen. Morgen schon könnte sie von einem Bus überfahren oder von einem einsamen Amokläufer über den Haufen geschossen oder von einer so heftigen Traurigkeit aus der Bahn geworfen werden, dass als einziger Ausweg nur ein paar todbringende Tabletten blieben.

»Und du behältst Monas Asche?«, fragte Rose.

»Selbstverständlich. Bis wir uns überlegt haben, wo und wann wir sie verstreuen, sollte Mona bei ihrem Sohn bleiben«, sagte Sonya und verschwand in der Küche, um dort die soundsovielte Köstlichkeit aus dem Ärmel zu zaubern.

Will schaltete den Ton wieder ein und zappte sich durch die Kanäle. Der unbeholfene Jüngling wurde von einer wasserstoffblonden Frau abgelöst, die gerade verkündete, wie sehr sie ihr Fitnessstudio liebte, gefolgt von einem rasenden Auto, einer Bombenexplosion, einem brüllenden Löwen, einem Mann, der ...

»He, nicht so hektisch, Kumpel«, beschwerte sich Rose. »Ich bekomme Kopfschmerzen.«

»Wie ist es bloß möglich, dass wir dieselbe DNA haben wie sie?«, fragte Will, ohne sein wildes Zappen zu unterbrechen.

»Wir sollten wirklich mal einen Gentest machen. Es kostet nur ... «

»Will, bitte. Nicht heute.«

Als Kinder hatten sie zahllose Stunden darüber spekuliert, wer wohl ihr richtiger Vater sein mochte. Angus, der gut aussehende Metzger? Oder vielleicht Colin von nebenan? Oder wie wäre es mit Johnny Cash?

»Jetzt mal im Ernst! Wie kann man bloß so scheinheilig sein? Weißt du noch, wie sie Russell hofiert hat? Sie war es, die ihn immer wieder eingeladen hat. Sie war es, die ... «

»Ich kann nicht«, flüsterte Rose. »Nicht heute.«

»Oh, tut mir leid«, sagte Will und legte die Fernbedienung auf den Tisch. Wie immer wusste er ganz genau, wie weit er gehen konnte. Und wann es Zeit war aufzuhören.

Zehn Minuten später hatte Rose genug von der Sendung *Alaska – die letzte Grenze der Zivilisation*. Sie ging in die Küche, um ihr Weinglas aufzufüllen, und stieß dort auf Alex, der gerade das Geschirr spülte. Er hatte die Hemdsärmel an seinen muskulösen Armen hochgekremgelt und sich eine herrlich abgetragene Lederschürze um den schlanken Körper gewunden. Warum war es ihr nie gelungen, einen solchen Mann an sich zu binden? Einen Mann, der einen festen Job hatte, sich gut zu kleiden wusste und dann auch noch im Haushalt half?

»War's das wirklich?«, fragte Rose, nachdem sie die Küche vergeblich nach einer weiteren Flasche Wein durchgestöbert hatte.

»Wenn du etwas Stärkeres verträgst«, sagte Alex, »oben habe ich ein Geheimversteck.«

Als sie das Arbeitszimmer betrat, wurde Rose plötzlich bewusst, dass sie noch nie zuvor in diesem Raum gewesen war. An der Wand stand ein schiefes Regal, das bis obenhin mit Büchern vollgestopft war, die allesamt aussahen, als wären sie mit Bedacht ausgewählt, aber nie gelesen worden. Davor lagen verstaubte Medaillen von irgendwelchen Langstreckenlauf-Wettbewerben, eine Sammlung schmiedeeiserner Scheren und eine tote Tarantel unter einer Glasglocke. In der Ecke stand ein kleiner Schreibtisch, und die Wand darüber war mit eingerahmten Fotografien übersät: ein Panorama der zerklüfteten Landschaft von Connemara, Sonya, wie sie mit einer Schildkröte posierte, und jeweils ein Porträtbild von Alex' Eltern, beide unerbittlich streng hinter ihrem

freundlichen Lächeln. Unter dem Fenster stand ein ausgebliebenes blaues Sofa, auf dem ein paar bunt durcheinander gewürfelte Kissen lagen, die weder zueinanderpassten noch sorgfältig aufgeschüttelt worden waren. Dieses Arbeitszimmer unterschied sich radikal vom Rest des Hauses und schien unvereinbar mit dessen Atmosphäre der abgeklärten Perfektion, als wäre es das Zimmer eines aufsässigen Kindes. Das Einzige, was hier noch fehlte, war ein »EINTRITT VERBOTEN«-Schild an der Tür.

»Wow, hier ist es aber nett!«

»Du klingst überrascht.«

»Na ja, ich dachte, du wärst so 'n Plastikfabrikant, also ...«

»Auch Plastikfabrikanten dürfen ihren Träumen nachhängen«, sagte Alex. Zum Beweis zeigte er ihr ein Buch, *Wie man einen verdammt guten Roman schreibt*. »Ein sehr nützliches Buch, wenn auch nicht so toll wie *Der Weg des Künstlers*. Das ist was ganz Besonderes.«

Rose schob den PlayStation-Controller vom Sofa und setzte sich. Jetzt brauchte sie wirklich dringend etwas zu trinken. Warum hatte Sonya Alex' literarische Ambitionen nie erwähnt? Und wie war es möglich, dass ihr ein so wichtiger Aspekt im Leben ihres Schwagers vollkommen entgangen war? Was hatte sie sonst noch übersehen?

»Um ehrlich zu sein«, gestand Alex, während er eine Flasche Laphroaig hervorholte, »habe ich seit Jahren kein einziges Wort mehr geschrieben. Aber – und da glaube ich ganz fest dran – irgendwann werde ich den Mut haben, wieder damit anzufangen.«

»Na dann viel Glück«, sagte Rose. Doch sie schämte sich sofort für ihren hämischen Ton und fügte deswegen hinzu: »Weißt du was? Schenk mir ordentlich was ein, und dann kannst du mir alles über deinen großartigen Roman erzählen.«

Eine Stunde später verließ Rose das Haus. Sie war begeistert von den neuen Erkenntnissen, die sie über das Innenleben ihres Schwagers gewonnen hatte, fühlte sich aber auch gerade deswegen schuldig. Auf dem gepflasterten Weg zur Haustür kämpfte Tom gegen eine Armee von Ameisen, die versuchten, eine Pfütze aus Apfelsaft zu erreichen.

Rose zündete sich eine Zigarette an und setzte sich an das äußerste Ende der Treppe. Tom, dessen neue Hose bereits an den Knien zerfetzt war, sah winzig aus für seine neun Jahre. Seine Augen waren unter den zotteligen Haaren kaum zu sehen und seine Schultern waren gekrümmt.

»Wusstest du, dass es Ameisen gibt, die von der Kotze ihrer Artgenossen leben?«, fragte Rose. In den vielen Jahren, die sie am Informationsschalter der Stadtbibliothek verbracht hatte, war sie zu einem wahren Lexikon aus willkürlich durcheinandergewürfelten Fakten geworden. Bei Nick hatte das Erwähnen irgendwelcher Körperflüssigkeiten immer funktioniert. Tom ignorierte sie jedoch hartnäckig und fuhr stattdessen damit fort, Blätter auf Zweige und Zweige auf Steinchen zu schichten, um die Durchbruchversuche der Ameisen zu vereiteln. Der Junge hatte noch immer kein einziges Wort gesprochen, aber wer konnte es ihm verdenken? Rose hatte ja selbst keine Worte für das, was passiert war, auch wenn sie sich dadurch nicht vom Reden abhalten ließ.

»Sie haben zwar nur einen Unterleib, aber zwei Mägen. Einen, den sie selbst benutzen, und einen anderen, der zur Aufbewahrung der Nahrung für die Gemeinschaft dient. Ist das nicht total cool?«

Auf der Suche nach zusätzlicher Munition rutschte Tom zu Sonyas Geranienbeet hinüber. Mulch, Kies, ein weggeworfener Gartenhandschuh. All das regnete auf die nichts

ahnenden Ameisen herab, die daraufhin in alle Himmelsrichtungen auseinanderstoben.

»Also gut, dann überlasse ich dir mal das Feld«, sagte Rose und schnippte ihre Zigarette in den Vorgarten. »Aber unterschätze diese kleinen Wesen nicht! Die können das Fünzigfache ihres eigenen Körpergewichts stemmen. Das ist so, als würdest du ein Pferd und eine Kuh gleichzeitig hochheben.«



Warum bloß mussten Erwachsene immer reden, wenn das doch alles nur noch schlimmer machte? Tom hob die nicht einmal zur Hälfte aufgerauchte, aber immer noch glühende Zigarette von Tante Rose auf. Einmal daran ziehen, das würde schon reichen, um all die widerlichen Gefühle zu verscheuchen und ganz gelassen zu werden. Tom wusste das, denn wie oft war Mama zum Kiosk gerannt, wenn Papa mal wieder eine seiner Launen hatte. Sofort riss sie die Packung auf, schnipste mit dem Feuerzeug und nahm einen tiefen Zug. »Tut mir leid, Herzchen«, sagte sie, sobald wieder Frieden eingetreten war. »Jetzt gehöre ich ganz dir.«

Der Zigarettenstummel war noch feucht von Tante Roses Spucke und roch ekelhaft, aber Tom wusste, was er tun musste. »Es ist wichtig, zu Ende zu bringen, was man angefangen hat«, hatte seine Mutter so oft gesagt, dass es zwischen ihnen zu einem Scherz geworden war. »Ich muss unbedingt dieses Eis zu Ende bringen«, sagte er zum Beispiel. »Da hast du absolut recht«, antwortete sie dann und sah dabei so aus, als würde sie vor lauter Stolz dahinschmelzen.

Tom schloss die Augen, atmete tief ein und wartete darauf, dass seine Wut verschwand, dass all diese scheußlichen Gefühle verflogen und die große Gelassenheit von ihm Besitz

ergriff. Stattdessen erfüllte beißender Rauch seine Lunge, so giftig wie die Dämpfe damals, als Papa bei einem seiner Wutanfälle die Plastikstühle verbrannt hatte. Jedes Mal, wenn Tom hustete, grub sich der Schmerz noch tiefer in seine Brust, wie ein Bergarbeiter, der nach Gold schürft. Tränen stiegen ihm in die Augen, sein Blick verschleierte sich, sein Körper wurde taub und sein Kopf drehte sich in immer enger werdenden Kreisen.

Und dann verschwand alles. Das Husten, der Schmerz, die Vergangenheit und sogar die Zukunft. Nichts existierte mehr außer dem Hier und Jetzt. Befreit von allem, was einmal war. Friede erfüllte ihn, als glitte er in einem Kanu durch kristallklares Wasser. Sorglos, wie Lachen ohne Furcht.

Aber dann flachte Toms Atem wieder ab, und Kotze stieg ihm in die Kehle. Der Zigarettenstummel verbrannte ihm die Finger und die Realität kehrte zurück, zusammen mit all den Zweifeln, Ängsten und der Schuld.

Tom hörte das Lachen einer Frau. Er öffnete die Augen, und sofort blendete ihn die spätnachmittägliche Sonne. Ein Pick-up-Truck raste die Straße entlang und verpestete die Luft. Ein Hund bellte. Toms Kiefer schmerzte vor Einsamkeit. Er würde seine Mutter nie wiedersehen. Er würde sich nie wieder in ihre Arme schmiegen, nie wieder ihren Geschichten lauschen, sich nie wieder geliebt fühlen. Aber das hatte er auch nicht anders verdient, weil er so ein Feigling gewesen war, weil er mit seinen dämlichen Transformern gespielt hatte, weil er sich verkrochen hatte, genau in dem Moment, als Mama ihn am meisten gebraucht hatte.

Die Sonne schob sich hinter das gelbe Haus, und der Junge fing an zu frösteln. Jeder Wimpernschlag war ein Kraftakt und die Ameisen hatten einen neuen Weg zum Apfelsaftsee gefunden. Als wollten sie ihn verhöhnen, mit ihrer Wei-

gerung aufzugeben. Als verspotteten sie ihn mit ihrer Entschlossenheit.

Nicht weit von seinen Füßen entfernt entdeckte Tom den immer noch glühenden Zigarettenstummel. Der Geruch von brennenden Ameisen war tröstlicher als jede Träne.



Am nächsten Morgen stand Sonya vor ihrem früheren Gästezimmer, atmete tief ein und stieß dann die Tür auf. Eine Wand aus abgestandener Luft wallte ihr entgegen. Sie stellte das Tablett auf Toms Nachttisch und öffnete die Fenster. Sie würde die Wände neu streichen müssen, Blasslila war kaum eine passende Farbe für einen neunjährigen Jungen, aber in der Zwischenzeit hatte sie schon Spiderman-Bettwäsche, ein Regal für Toms hässliches Spielzeug und einen Schreibtisch besorgt, für die Zeit, wenn Tom wieder zur Schule gehen würde.

»Schau mal, Tom, ich habe Pfannkuchen für dich gebacken«, sagte sie und versuchte, fröhlicher zu klingen, als sie sich fühlte. Wie eine in ihrem Kokon gefangene Larve hob und senkte sich der kleine Körper des Jungen unter der Bettdecke. Monas Kind, das jetzt ihres war. Erneut schossen Sonya die Tränen in die Augen. Wie erbärmlich war es doch, dass erst eine Tragödie geschehen musste, um eine Mutter aus ihr zu machen.

Nach jahrelangen vergeblichen Versuchen war sogar Doktor Blumenthal ratlos. »Das Leben ist kostbar«, war alles, was er sagen konnte. Sein Lächeln war voller Güte, aber seine müde Stimme verriet, wie oft er diese Worte aussprach, immer und immer wieder, zu all diesen Frauen, deren Hoffnung unaufhaltsam dahinschwand. Zuerst hatten sie Alex'

Spermienzahl verantwortlich gemacht, dann Sonyas Eileiter, ihrer beider Stress am Arbeitsplatz, Sonyas anormale Gebärmutterschleimhaut, seine zu engen Hosen, ihren Muttermundschleim, seine Spermienmotilität und schließlich, natürlich, ihre biologische Uhr. Ganz egal, wie viele Hollywoodstars es schafften, bis spät in ihre Vierziger Kinder zu bekommen – gewöhnliche Sterbliche, die mit über fünfunddreißig Jahren noch Kinder wollten, mussten sich auf einen Albtraum gefasst machen.

Sonya wusste das nur zu gut. Sie hatte es am eigenen Leib erfahren, mit Imogene, Max und – am schlimmsten – Hannah. Allen Warnungen zum Trotz hatte sie jedem ihrer Föten einen Namen gegeben. Denn so bekamen sie alle ein Eigenleben und bestätigten damit, was Sonya selbst gefühlt und gelebt hatte, auch wenn ihnen selbst nie ein Leben in der Welt da draußen vergönnt gewesen war.

Zweimal hatte Sonya schon geglaubt, sie hätten es bis zur zwölften Woche geschafft, doch dann hatte der Ultraschall jedes Mal die entsetzliche Wahrheit offenbart. Das tote Gewebe, das in ihrem so vergeblich aufgeblähten Uterus herumschwamm, hatte sie jedoch niemals tatsächlich zu Gesicht bekommen. Sie hatte nur den besorgten Ausdruck auf dem Gesicht des medizinischen Assistenten gesehen, der sofort losgeeilt war, um den Arzt zu holen. Sonya, die dort auf dem Stuhl lag, mit nackten, gespreizten Beinen, während der Ultraschall-Stab aus ihrer Vagina baumelte, brauchte keine zweite Meinung. Der Fötus – erst Imogene und dann Max – war tot. Ihr Traum von Mutterschaft endete mit einer Ausschabung und einer von Alex geschenkten Kette.

Dann, vor anderthalb Jahren, als sie plötzlich eine ganz untypische Abneigung gegen Kaffee entwickelte, begleitet von überwältigender Müdigkeit und Überempfindlichkeit

ihres Geruchssinns, hatte Sonya es gewagt, sich auszumalen, sie könne wieder schwanger sein. Für ein paar herrliche Wochen kehrte die Hoffnung zurück. War es möglich, dass ihre Zeit im Fegefeuer nun tatsächlich vorbei war? Sollte es ihnen beiden endlich gelingen, ein normales Leben zu führen? Würde Hannah das Kind sein, das tatsächlich bei ihnen blieb? Aber dann, sie waren gerade im Seehaus, begannen die Blutungen. Als sie es endlich Alex beichtete, wurden ihre Binden bereits alle zwanzig Minuten von purpurrotem Blut überschwemmt, dicht gefolgt von so schmerzhaften Krämpfen, dass es ihr die Sprache verschlug. Alex, der nun nicht nur um das Leben des Kindes, sondern auch um das seiner Frau fürchtete, raste wie ein Wahnsinniger über die Landstraße und über eine rote Ampel nach der anderen. Als sie endlich das am nächsten gelegene Krankenhaus erreichten, war der Beifahrersitz blutdurchtränkt.

»Vielleicht ist das ja nur eine besonders heftige Menstruationsblutung«, hatte der Arzt gesagt, als er in die Notaufnahme geschlendert kam. Alex fing an zu schreien, aber Sonya konnte nur noch die Augen schließen und versuchte ihre Wut darauf zu fokussieren, sich nicht zu übergeben. Doch es nützte nichts. Sie verlor jegliche Kontrolle über ihren Körper. Ihr Herz galoppierte, ihr Mageninhalt drängte nach oben, und das Blut schoss in apfelgroßen Klumpen aus ihrer Vagina. Die Stimmen, von denen sie umgeben war, wurden immer dringlicher und gleichzeitig entfernten sie sich immer mehr. Nadeln durchbohrten ihre Haut, und schließlich verhallte selbst Alex' Stimme im Nichts.

Als sie aufwachte, gab es keine Hannah mehr.

Und hier stand sie nun, mit einem echten, lebendigen Kind aus Fleisch und Blut. Tom. Ein Wunsch, dessen Erfüllung dem schlimmsten nur vorstellbaren Grauen entsprungen war.

Sonya setzte sich aufs Bett und streckte die Hand aus, aber bevor sie den kleinen Jungen berühren konnte, rollte Tom sich zur Wand. Ein großer gelber Fleck kam zum Vorschein.

Machten Kinder in seinem Alter tatsächlich noch ins Bett? Sonya war erstaunt. Ganz offenbar brauchte sie mehr Informationen. Und frische Bettwäsche.

»Möchtest du einen Schuss Ahornsirup zu den Pfannkuchen? Oder Nutella? Vielleicht ein bisschen Erdnussbutter? Oder Obst?«

Die einzige Antwort, die sie bekam, war Toms Atmen.

»Kalt schmecken die nicht besonders gut.«

»Bitte«, fügte sie hinzu und wartete.

»Tom?«

»Vielleicht könntet ihr ja Angeln gehen«, sagte Sonya zu Alex, während sie die unangetasteten Pfannkuchen in den Müll warf. »Es würde ihm bestimmt guttun, wenn er mal rauskäme.«

Alex biss von seinem Toast ab und nahm einen ausgedehnten Schluck Kaffee, bevor er von seiner Lektüre des *Weekend Star* aufschaute.

»Schließlich«, sagte Sonya und schaute ihrem Ehemann direkt in die Augen, »ist er nun unser Sohn.«

Alex hustete und besprühte sein Hemd mit einem feinen Nebel aus Kaffee. Ohne auch nur mit der Wimper zu zucken, reichte Sonya ihm ihre Serviette und strich zum zweiten Mal Butter auf ihr längst gebuttertes Toastbrot.

Manchmal machte Alex sie so wütend, dass ihr einfach die Worte fehlten. Auch wenn es noch Monate, wenn nicht gar Jahre dauern würde, bis die Adoption rechtskräftig war, so war es doch albern, so zu tun, als geschähe das alles nicht. Mona würde nie zurückkehren. Es war eine unfassbare Tra-

gödie, keine Frage, aber sie mussten sich dieser Realität stellen. Doch seit dem Moment, als sie Tom nach Hause gebracht hatte, war Alex weitestgehend untergetaucht. »Ich habe da ein paar dringende Termine«, hatte er behauptet. »Die verschwinden nicht einfach so, nur weil sie einem gerade nicht in den Kram passen.« Also brach er morgens in aller Frühe auf und kehrte erst wieder heim, wenn er sicher sein konnte, dass Tom bereits im Bett war. Er ging dem Jungen aus dem Weg, als trüge dieser irgendwie Schuld an dieser furchtbaren Geschichte. Als sei die Trauer des Kindes ansteckend. Als hätte es eine andere Wahl gegeben, als Monas Kind aufzunehmen.

»Um ehrlich zu sein«, sagte Alex, während er sich ein paar imaginäre Krümel vom Kinn wischte, »frage ich mich, ob es nicht sinnvoller wäre, wenn es vielleicht jemand anderes versuchen würde.«

»Was versuchen würde?«

»Sonya, bitte. Wir haben wirklich keine Ahnung, was wir hier tun. Hast du nicht den Blick gesehen, als du die Sozialarbeiterin gefragt hast, ob Tom eine Weile der Schule fernbleiben darf?«

Sonya nahm das Messer und schlug ihr Ei auf. Wie konnte Alex es wagen, so etwas zu sagen? Wie konnte er es wagen, ihre Befähigung als Mutter anzuzweifeln? Sie war die herablassenden Blicke so leid, wenn es um das Thema Kinder ging. Als wäre sie ein zweitklassiger Mensch, nur weil sie kein eigenes Kind hatte. Als stünde sie außerhalb der natürlichen Ordnung der Dinge. Als sähe sie nicht die Fehler, die andere Leute bei der Kindererziehung machten, oder als hätte sie nicht selbst zahllose von Oprah empfohlene Bücher gelesen, über Leute, die trotz einer völlig verkorksten Kindheit dann doch noch glücklich geworden waren. Als hätte sie nicht die

besten Jahre ihres eigenen Lebens damit verbracht, ihre drei Geschwister großzuziehen – wenn auch, das musste sie zugeben, mit unterschiedlichem Erfolg.

»Es gibt doch dieses Sprichwort: Es braucht das ganze Dorf, um ein Kind großzuziehen«, sagte Alex. Seine Stimme klang jetzt flehend, sein Blick war sanft. »Vielleicht sind Rose und Will ja die Art von Dorf, das dieses Kind braucht.«

»Das kann doch wohl nicht dein Ernst sein, Alex. Will glaubt noch immer, das es okay ist, sein Leben damit zu verbringen, ein paarmal in der Woche Hunde auszuführen und dreckige Teller durch die Gegend zu tragen, und Rose schafft es jetzt schon kaum, ihren Kram einigermaßen in den Griff zu bekommen«, sagte Sonya, während ihr kleiner Finger unkontrollierbar zu zucken begann. »Wusstest du, dass Nick mit Phoebe rumgeknutscht hat? Während der Trauerfeier! Mit seiner eigenen Cousine!«

»Aber nur dritten Grades.«

»Wie auch immer, Tom gehört hierher, zu uns. So hat Mona es gewollt. Also werden wir es auch so machen.«

Alex blätterte die Zeitung um und stieß dabei mit unverhohlener Erleichterung auf das Kreuzworträtsel.

Es folgte ein fünf Minuten währendes Schweigen.

Fünf Minuten, in denen sich wieder Zweifel und Angst einschleichen konnten.

»Es ist nur ...«, sagte Sonya und sah ihrem Mann jetzt in die Augen. Seine Hand mit dem Stift schwebte über dem Papier, in dem verzweifelte Wunsch, die Zeit zurückzudrehen, damit alles wieder so wurde wie zuvor. Zumindest das hatte er mit Tom gemeinsam.

»Was denn, Schatz?«

»Ich kann mir einfach nicht vorstellen, wie es für Tom gewesen sein muss, seine Mutter blutüberströmt da liegen zu